

Das Protokoll von Venedig wurde von der Botschafterkonferenz am 27. Oktober 1921 anerkannt. Wie müde die Großmächte der Burgenlandfrage bereits geworden waren, zeigt dabei die Tatsache, daß der britische Vertreter bei der Botschafterkonferenz den Abmachungen von Venedig nur dann zustimmen wollte, wenn keine britischen Truppen für die Kontrolle der Volksabstimmung herangezogen würden<sup>84</sup>. Angesichts der Fülle der Probleme, die man in Paris noch zu lösen hatte, hatten die meisten Ententevertreter nur mehr den Wunsch, die Burgenlandfrage möglichst bald einem Ende zuzuführen.

Damit war, zumindest auf diplomatischer Ebene, das große Kapitel der Burgenlandfrage gelöst. Mit der Beendigung der Abstimmung von Ödenburg schied sie dann auch — zumindest für einige Zeit — aus den aktuellen Fragen der europäischen Politik.

## Antike Motive in Sage und Brauchtum des Burgenlandes

Von Leopold Schmidt, Wien

Wenn man sich länger und intensiver mit den Volksüberlieferungen beschäftigt, die im Burgenland aufgezeichnet wurden, so kommt einem mit der Zeit stark zu Bewußtsein, daß hier sowohl in den Sagen wie auch in manchen Bräuchen Züge, Motive lebendig waren oder noch sind, welche am ehesten solchen entsprechen, die wir sonst aus der Mittelmeer-Antike kennen. Es haben sich auch in anderen Landschaften sowohl in Österreich wie in Süd- und Westdeutschland nicht wenige derartige Motive feststellen lassen. Die Dichte solcher antiker Motive zumal in den Sagen wechselt offenbar von Landschaft zu Landschaft. In Tirol sind verhältnismäßig viele derartige Motive aufgegriffen worden, deren Übereinstimmung mit solchen in antiken Mythen und Heroenerzählungen überraschend deutlich ist<sup>1</sup>. Aber die Zahl der burgenländischen Sagen mit ähnlichen, antik anmutenden Motiven ist kaum geringer.

Die Tatsache an sich, daß ein älterer Grundbestand der Volkssagen im deutschsprachigen Bereich Motive aufweist, die sich zuerst in der Antike nachweisen lassen, ist der Forschung geläufig. Lutz Röhrich hat diese Erkenntnis kurz in dem Satz zusammengefaßt: „Eine ältere Gruppe von Sagen gehört ursprünglich schon der mittelmeeisch-antiken Welt an.“<sup>2</sup> An diese Erkenntnis,

83 ADA.Abt. II. Westungar. Frage. K 274.303 (Denkschrift, Wien 16. 10. 1921.) Die Denkschrift ist unsigniert. Der deutsche Botschafter vermerkt nur, daß sie von „christlichsozialer Seite“ stammt, doch geht aus dem Inhalt hervor, daß sie von einem führenden Mann der Regierungspartei stammt.

84 Vgl.: Wambaugh, Sarah: Plebiscites since the World War. Seite 280.

1 Anton v. Zingerle, Tirolensia. Innsbruck 1898. S. 136; Leopold Schmidt, Probleme der alpenländischen Sagenforschung (Carinthia I. Bd. 141, Klagenfurt 1951, S. 790 ff.); derselbe, Pygmalion in den Alpen (Antaios. Bd. XI, Stuttgart 1969, S. 209 ff.)

2 Lutz Röhrich, Sage (= Sammlung Metzler Bd. 55) Stuttgart 1966. S. 31 ff.

die sich leicht mit Beispielen der verschiedensten Art stützen läßt, muß selbstverständlich die Frage angeschlossen werden, wie man sich ein derartiges Weiterleben oder auch Wiederauftreten von antiken Motiven in neuzeitlich aufzeichneten Sagen eigentlich vorzustellen hat. Es handelt sich dabei um eine der Fragen aus dem vielerörterten Bereich der „Kontinuität“, um ein Problem des ununterbrochenen Weiterlebens von Überlieferungen, von denen man zunächst annehmen könnte, sie müßten durch die verschiedenen historischen Einschnitte gehemmt oder gar ausgelöscht worden sein.

Es hat sich gezeigt, daß es dabei nicht um ein einfaches „einsträngiges“ Weiterleben handelt, sondern daß man die Möglichkeiten einer solchen Kontinuität in jedem Fall neu überlegen muß. Aber die Tatsache, daß nicht etwa nur eine einzige Überlieferung, sei es in der Sage oder auf einem anderen Gebiet der Volksüberlieferung, wirklich mit dem gleichen Zug, dem gleichen Motiv, wie wir es aus der Antike kennen, daß also nicht eine einzige solche Tradition, sondern eine ganze Anzahl davon sich hier und dort belegen läßt, ermutigt doch, das Material dazu immer wieder neu zusammenzustellen. Das eventuell kontinuierliche Weiterleben unterliegt, wie sich dabei ergibt, ganz offensichtlich den Gesetzen der Volksüberlieferung überhaupt<sup>3</sup>. Es hat sich vor allem für die Sagenüberlieferung herausarbeiten lassen, daß wirklich beharrlich nur die Erzählmotive weiterleben. Man könnte vom gleichen Typus einer Volkserzählung gar nicht sprechen, wenn er nicht durch das jeweilige Hauptmotiv konstituiert wäre. Oder wie Lutz Röhrich sagt: „In der Sage sind die Motive konstanter als die Figuren“.<sup>4</sup> Diese Erkenntnis hätte die Sagenforschung übrigens längst haben können, wenn sie auf die benachbarte Brauchforschung hinübergeblückt hätte. Mindestens seit Wilhelm Mannhardt ist es geläufig, daß auch im neueren Brauchtum Züge lebendig sind, die in gleicher Form, als gleiche Motive sich im Brauchtum der Antike gefunden haben<sup>5</sup>. Gerade darauf soll hier also anhand von Beispielen aus dem Burgenland eingegangen werden.

## I

Vor etwa hundertvierzig Jahren, nämlich am 8. Oktober 1827 unterhielt sich Goethe in Burgau bei Jena nach Tisch mit seinem Sekretär Eckermann über den Kuckuck und ließ sich von dem überaus sachkundigen Gesprächspartner gern über die Art und Lebensweise des merkwürdigen Vogels belehren. Eckermann schreibt unter anderem vom Anfang dieses langen Gesprächs: „Wir aßen unseren Fisch im Freien und blieben sodann noch bei einer Flasche Wein sitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung. Ein kleiner Falke flog vorbei, der in seinem Flug und seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit dem Kuckuck hatte.

3 Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin 1963.

4 Lutz Röhrich, Das Kontinuitätsproblem bei der Erforschung der Volksprosa (in: Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem.) Herausgegeben von Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner. Berlin 1969. S. 123.

Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Erste Ausgabe, 2 Bände. Berlin 1875/77.

„Es gab eine Zeit,“ sagte Goethe, „wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel.“ „Diese Ansicht“, erwiderte ich, „existiert im Volke auch jetzt noch.“ Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sei, er seine eigenen Eltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichnis des schändlichen Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die sich diese Absurditäten nicht wollen ausreden lassen und daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres Glaubens!“<sup>6</sup>

Man merkt hier wie so oft, daß Goethe noch ein ganz lebendiges Verhältnis zur alten, vorauflklärerischen Zeit besaß, und nicht ungern im Alter an Erinnerungen daran anknüpfte. Eckermann, der recht unmittelbar aus dem breitschichtigen Volksleben der kleinen Leute hervorgegangen war, konnte ihn darin gut unterstützen. So erfahren wir aus dem Gespräch, daß die alte Volksmeinung vom Kuckuck, der nach seiner Sommerzeit ein Raubvogel sei, den beiden volksnahen Männern zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch durchaus geläufig war, so daß man mit einer sehr allgemeinen Geltung dieses Glaubens in Mittel- und Norddeutschland im 18. Jahrhundert rechnen darf. Wie unsere Aufzeichnungen anlässlich der Arbeiten am Atlas der burgenländischen Volkskunde gezeigt haben, hat den gleichen Glauben im Burgenland noch in unseren Jahrzehnten gegeben.<sup>7</sup>

Der Glaube von der Verwandlung des Kuckucks in einen Raubvogel, besonders in einen Habicht, geht zunächst auf das Phänomen des Kuckucksrufes selbst und auf dessen auffälliges Einsetzen und Wiederverstummen zurück, da seit der Antike immer erzählerisch kommentiert worden ist. Dabei setzte man den vom Menschen so völlig unabhängigen Vogel in eine merkwürdige Beziehung zur Erntearbeit. Die burgenländischen Aufzeichnungen zeigen, daß man sich das Aufhören des Kuckucksrufes vor allem durch seine Verbindung mit der Ernte zu erklären versuchte. Man sagt, er höre zu rufen auf, wenn die Sicheln zur Ernte gewetzt würden, oder wenn der erste Schatten auf dem Erntefeld zu sehen sei. Man glaubte, das Zusammendrehen der Garbenstricke drehe ihm den Hals um oder sperre ihm den Schnabel, oder aber, der Wiesbaum schlage ihm den Schweif ab. Man kann die Motive ihrer landwirtschaftlichen Häufung nach einigermaßen voneinander unterscheiden. Die Version, daß der Kuckuck nur schreie, bis der erste Schatten auf das Kornfeld falle, oder bis er den Wiesbaum fallen höre, sind weit verbreitet und gehören der donau-österreichischen Überlieferung an. Die Geschichte vom Drehen der Garbenseile, durch die dem Kuckuck der Hals oder der Schnabel zuge dreht würde, findet sich dagegen eher in den von Kroaten mitbesiedelten Gebieten.

Bei der Geschichte von der Verwandlung des Kuckucks in einen Raubvogel dagegen kann von irgendeiner derartigen landschaftlichen Unterscheidung nicht

6 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Neue Ausgabe. Hg. Fritz Bergemann. Wiesbaden 1955. S. 613 f.

7 Leopold Schmidt, Kuckucksglaube im Burgenland. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 23, Eisenstadt 1961, S. 19 ff.)

die Rede sein. Diese vorwissenschaftliche Ansicht läßt sich seit der griechisch-römischen Antike verfolgen, ja sie wurde schon von Naturforschern des griechischen Altertums bekämpft und hat sich dennoch bis in die Gegenwart erhalten<sup>8</sup>. Bei Plutarch, also im ersten nachchristlichen Jahrhundert, steht die schöne Geschichte, in der der beleidigte Kuckuck die anderen Vögel fragt, warum sie sich denn vor ihm fürchteten. Und alle antworteten sie ihm: „Weil du später einmal ein Geier wirst!“ Griechische Naturforscher wie Aristoteles und römische wie der ältere Plinius haben den Volksglauben gekannt und sich dagegen gewendet. Das Mittelalter hat diesen Glauben weitergetragen, alle Volksliteraturen, die mit der griechisch-römischen Tradition zusammenhängen, haben dieses Glaubensmotiv wiederholt und weiter überliefert. Im Burgenland sprach man wie in der Antike von einem „Geier“, wobei man auch Hühnergeier, Habicht usw. darunter verstehen mochte.

Es handelt sich also um einen Rest antiken und mittelalterlichen Volksglaubens, um das Kernmotiv einer antiken Sage, auf einem jener unfäßbaren verschollenen Wege weitergewandert, die man für so manche derartige Tradition eben in Anspruch nehmen muß.

Das kann man aber mit einigem Recht nur, wenn es sich dabei nicht um den einzigen derartigen Sagenzug handelt. Tatsächlich haben sich in der Volks-erzähllieferung des Burgenlandes auch manche andere Motive gefunden, die irgendeiner Form der Antike angehören oder von antiken Formen abstammen, beziehungsweise vielleicht Parallelbildungen zu solchen sein müssen. Dafür also einige charakteristische Beispiele.

An mehreren Orten im Burgenland wie in benachbarten deutschen Siedlungen in Ungarn wurden Hexengeschichten aufgezeichnet, bei denen es kurz um folgendes geht: Ein Bursch hat ein Mädel gern, das sich ihm aber an manchen Abenden entzieht. Er stellt fest, daß es auf dem Hexenweg, durch den Rauchfang, auf einen Hexenplatz fliege, und lernt ihm die Kunst ab, um ihm einmal nachzuffliegen. Auf dem Hexentanzplatz versteckt er sich in einer Baumkrone und muß mit Entsetzen sehen, daß das Mädel geschlachtet und gegessen wird. Es wird aber dann wiederbelebt, jedoch, da er unvorsichtigerweise ein Geräusch in den Zweigen veranlaßt hat, wird mit einem Rippenknochen in seine Richtung geworfen. Bei der Wiederbelebung fehlt nun diese Rippe und die Hexen müssen eine aus Holz, aus einem Hollunderzweig, schnitzen und dem Mädchen einsetzen. Am nächsten Morgen tritt das Mädchen dem Burschen wieder entgegen, ohne zu wissen, daß dieser nun über ihr Hexenleben im Bilde ist. Wie sie sich ihm wieder nähern will, schreit er sie voll Entsetzen an: „Hollerhex!“; und das Mädchen mit der Ersatzrippe aus dem Hollerzweig fällt um und ist tot<sup>9</sup>.

---

8 Erich Seemann, Art. Kuckuck (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. V, Sp. 689 ff.); Leopold Kretzenbacher, Und der Habichtvogel schreit Gu-Gu! (Der Anblick, Graz 1950, Bd. V, H. 3, S. 61 f.)

9 Johann R. Bünker, Heanzische Märchen, Sagen und Schwänke. Leipzig 1906. S. 79, Nr. 38.

Das klingt ganz nach dem Wust spätmittelalterlicher Hexentradition und gehört dennoch einem Motivkomplex an, der viel älter ist. Das Erzählmotiv findet sich an die zwei Jahrtausende früher schon in der Frühantike, im Bereich der vorgriechischen Herrenschicht des Peloponnes. Im Bereich der Heroensagen, die älter als Homer sind, spielt die Atriden- und Pelopidenfamilie eine bedeutende Rolle, von ihr hat man sich viel erzählt. Tantalos, der Lyderkönig, der den olympischen Göttern sehr nahestand, wollte diesen Sagen nach deren Allwissenheit erforschen, schlachtete seinen eigenen kleinen Sohn Pelops und setzte ihn den Göttern, die zu ihm gekommen waren, zum Mahl vor. Aber die Götter durchschauten den Frevel und aßen nicht von dem Fleisch des Pelops. Nur Demeter, die ganz in Schmerz über den Raub ihrer Tochter Persephone versunken war, kostete vom Schulterstück. Als die Götter nunmehr den Knaben Pelops wiederbelebten, fehlte ihm die Schulter, und es mußte ihm eine aus Elfenbein geschnittene eingesetzt werden. Die Stadt Pisa im Peloponnes, also der nach Pelops benannten Halbinsel, soll diese elfenbeinerne Schulter noch lange als Reliquie, als geheiliges Andenken an den Gründer-Heros aufbewahrt haben<sup>10</sup>.

Man sieht, es handelt sich im Grunde um das gleiche Motiv, nur wird es zwei verschiedenen Kulturen verschieden abgewandelt. Es hat sich jeweils ein eigener Oikotyp entwickelt. Was im Bereich der griechischen Kunst und Kultur mindestens eine Elfenbeinplastik sein mußte, das konnte im bäuerlichen Hexenglauben des unklassischen Nordens eine geschnittene Hollerrippe sein. Aber in beiden Fällen hing das Leben, die Vollständigkeit des wiederbelebten Menschen, daran. Das Motiv ist also antik, aber die Form seines Auftretens, der Oikotyp, gehört nun einer anderen, einer nordisch-mittelalterlichen Traditionsschicht an.

Fast die gleiche Beobachtung kann man an einer anderen interessanten Motivgeschichte machen. In Rechnitz und an anderen Orten im Burgenland wurde eine Schatzgräbergeschichte erzählt. Man näherte sich, heißt es dort, dem Schatz, und wie immer galt das Gebot, daß die Schatzgräber auch bei furchtbaren, drohenden Eindrücken nichts reden dürften, sonst gehe der Schatz wiederum verloren. In diesem Fall drangen die Schatzgräber in eine Höhle ein und waren schon mit dem Heben des Schatzes beschäftigt, als einer von ihnen aufsaß und plötzlich über sich einen riesigen Mühlstein an einem Seidenfaden schweben sah. Er erschrak, weil er meinen mußte, daß der Faden jeden Augenblick abreißen würde, stieß einen Warnungsschrei aus, und mit Donnergetöse versank der Schatz wieder in der Tiefe<sup>11</sup>. Man hat das Motiv als das vom „Leben am seidenen Faden“ benannt und seine weite Verbreitung festgestellt<sup>12</sup>. Sucht man wieder nach antiken Parallelen, so findet man sie leicht, wenn man die Geschichte des Tyrannen Dionysius heranzieht, der seinen Hofmann Damokles nach einem Herzenswunsch gefragt haben soll. Dieser Damokles wollte nur

10 Leopold Schmidt, Pelops und die Haselhexe (Laos, Bd. I, Stockholm 1951, S. 67 ff.); erweiterte Fassung: Schmidt, Die Volkserzählung, S. 145 ff.

11 Anton Mailly, Adolf Parr und Ernst Löger, Sagen aus dem Burgenland. Wien 1931. S. 114 f., Nr. 70.

12 Hanns Bächtold-Stäubli, Der Mühlstein am Faden (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. XXVIII, Basel 1928, S. 119 ff.)

einmal auf dem Thronessel des Tyrannen sitzen, und dieser nickte Gewährung. Als Damokles dann auf dem Thron saß, erblickte er mit Entsetzen die ungeheure Gefährdung: Über seinem Haupt hing ein blankes Schwert an einem Haar und drohte jeden Augenblick auf ihn herabzustürzen. Da verzichtete er schleunigst auf das weitere Verweilen auf dem Thron des Dionysius, weil er die Gefährdung, die „Ausgesetztheit“ des Mächtigen erkannt hatte<sup>13</sup>. Das „Schwert des Damokles“, der Gedanke von der ununterbrochenen Gefährdung der Mächtigen, ist sprichwörtlich geblieben. Das Mittelalter hat die antike Tradition als Exempel weiterverwendet<sup>14</sup>.

Wieder läßt sich sagen, daß das Motiv in Antike und Gegenwart hinsichtlich der bildlich dargetanen Bedrohung des Überkühnen im Grunde identisch ist und daß nur die Ausformung, der Oikotyp, in den beiden Kulturschichten eine jeweils verschiedene ist. Man hat in diesem Zusammenhang auch von einer kulturbedingten Requisitverschiebung gesprochen<sup>15</sup>. Der Mühlstein in der Rechnitz Schatzgräbersage und die Hollerrippe in der Bünkerschen Hexengeschichte, sie gehören schichtenmäßig ebenso zusammen wie das Elfenbeinschulterblatt des Pelops mit dem Schwert über dem Thronessel des Tyrannen Dionysius.

Wir sind eben hier, bei uns zulande, im unpathetischen Land weit außerhalb der betont-pathetischen Mittelmeerkultur. Die Erzählmotive können sich aufs Haar gleichen, aber die kulturelle Umwelt muß eine andere. Das geht so weit, daß berühmte pathetische Sagenmotive der Antike bei uns zum harmlosen Nachbarschaftsspott geworden sein können. So steht es doch beispielsweise mit dem Necknamen für die Leithaprodersdorfer, die angeblich „Leithapracker“ genannt worden sein sollen. Bei einer Überschwemmung sollen sie nämlich voll Zorn die hochgehenden Wasser der Leitha „geprackt“, also geschlagen haben<sup>16</sup>. Aber die „Leithapracker“ sind doch wieder dem Motiv nach mit bei weitem berühmteren Gestalten der Mittelmeerantike verbunden: Kein geringerer als der aus der großen Weltgeschichte am Mittelmeer wohlbekannte Perserkönig Xerxes soll doch den Hellespont haben peitschen lassen, dessen Wasser ihm beim Übersetzen seiner Truppen von Kleinasien nach Europa nicht gehorchen wollten, wie Herodot allen Ernstes erzählt<sup>17</sup>. Mit Fug könnte man das Motiv der „Leithapracker“ also auch als „Xerxes im Burgenland“ betiteln<sup>18</sup>.

Wenn man solche bedeutende Motivübereinstimmungen einmal zur Kenntnis genommen hat, wächst auch das Verständnis dafür, daß so manches andere ge-

13 Leopold Schmidt, Damokles in Rechnitz. Zur Verbreitung eines Sagenmotives im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. V, Eisenstadt 1952, Nr. 12, S. 3)

14 Eduard W. Braun, Art. Damokles (Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte, Bd. III, Stuttgart 1954, Sp. 1027 ff.); Die hundert alten Erzählungen. Deutsch von Jakob Ulrich. Leipzig 1905. S. XX f., Nr. 8.

15 Schmidt, Die Volkserzählung, S. 52 und öfter.

16 A. A. Harmuth, Nächtlich an der Leitha lispeln (Volk und Heimat, Bd. IV, Eisenstadt 1951, Nr. 21, S. 7 f.)

17 Herodot, Historien, VII, 35. Übersetzung von August Horneffer. Neu herausgegeben von H. W. Haussig (= Kröners Taschenausgabe Bd. 224) Stuttgart 1955. S. 451.

18 Leopold Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951 — 1955. Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 11) Eisenstadt 1956. S. 60.

läufige Sagenmotiv in irgendeiner Form seine Übereinstimmung mit Zügen des antiken Sagenschatzes aufweist. Man kann dabei an die verschiedenen schatzhütenden Hunde denken, die vielleicht an die jenseits- und unterweltbewachenden Kerberos-Hunde der Antike erinnern<sup>19</sup>. Man wird sich bei Riesen, die sich vergeblich bemühen, einen Teich auszuschöpfen, vermutlich an den gewaltigen Sisypchos in der Unterwelt und an sein vergebliches, immer wiederholtes Tun erinnern<sup>20</sup>. Und wenn von Wassermännern die Rede ist, die einen Fischleib oder einen Fischeschwanz haben sollen, liegt die Erinnerung an die Tritonen und Nereiden der klassischen Antike sehr nahe<sup>21</sup>.

Gerade in solchen Fällen wird man sich freilich im Burgenland aber fragen, ob hier nicht stehengebliebene bildhafte Zeugnisse des antiken Lebens, der römischen Kunst bis zu einem gewissen Grad anregend gewirkt haben können. Schließlich haben Kelten, romanisierte Kelten, wirkliche Romanen und andere Menschen antiker Art ungefähr ein halbes Jahrtausend lang auf dem Boden des heutigen Burgenlandes gelebt. Sie haben das Land, wie die Ausgrabungen immer wieder zeigen, sehr eifrig kultiviert, haben ihre Gräber, ihre Heiligtümer usw. hier gehabt, die mit nicht wenigen Plastiken und Mosaiken ausgestattet waren. Heute noch kommt immer wieder ein solcher Fund aus dem Boden heraus; vor Jahrhunderten müssen viele dieser antiken Kunstdenkmäler freigelegt und zu sehen gewesen sein. Die zuwandernden Völker des Nordens und Ostens haben sich jeweils ihren Reim darauf gemacht, vielleicht mitunter noch von Mitteilungen der Restromanen dabei unterstützt<sup>22</sup>. Ein vollkommener Überlieferungsbruch ist hier wohl überhaupt nicht anzunehmen. Wieviel sich sozusagen kontinuierlich an solchen Überlieferungen erhalten konnte, läßt sich kaum sagen.

Aber die Anregungen waren jedenfalls da und sind bis heute in der Landschaft, im Ortsbild, an Wegsäulen und Kirchen nicht zu übersehen. In Müllendorf steht ein steinkistenartiger Sarkophag aus der Römerzeit mitten im Ort<sup>23</sup>. Auf dem Anger von St. Georgen am Leithagebirge ragt die Attilius-Stele auf, jedermann täglich ein sprechender Beweis für das Leben der Antike an gleicher Stelle<sup>24</sup>. Natürlich hat die Attilius-Stele, welche das Bildnisrelief zweier Angehöriger der Familie Attilius zeigt, dann darunter den ruhig dahinfahrenden Wagen, und schließlich in der Inschrift dreimal den Namen der Familie, Anlaß dazu gegeben, sie mit dem Hunnenkönig Attila in Verbindung zu bringen, dessen Name anzuklingen schien<sup>25</sup>. Aber das liegt nahe und hat mit der hier untersuchten Schicht der antiken Sagenverbindungen nichts zu tun. Da können mehr oder weniger namenlose Darstellungen von Quellnympfen schon eher für das

19 Mailly Parr-Löger, Sagen aus dem Burgenland, Nr. 70, S. 114.

20 Mailly-Parr-Löger, ebendort, Nr. 33, S. 60.

21 Mailly-Parr-Löger, ebendort, Nr. 24, S. 49 f.

22 Leopold Schmidt, Die Pregner. Zur volksmäßigen Bezeichnung der Leute der „Buckligen Welt“ (Volk und Heimat, Bd. IV, Eisenstadt 1951, Nr. 21, S. 4 f.)

23 Alfred Schmeller, Das Burgenland. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen. Salzburg 1965. S. 160 f.

24 Schmeller, ebendort, S. 193.

25 Mailly Parr Löger, Sagen aus dem Burgenland, Nr. 83, S. 132.

Weiterleben von Vorstellungen antiker Wassergottheiten bedeutungsvoll gewesen sein<sup>26</sup>. Die Zusammenhänge zwischen Denkmal und Sage hat es immer und überall gegeben, sie lassen sich nur nicht für jede Örtlichkeit und Zeitlichkeit gleichmäßig gut nachweisen<sup>27</sup>.

Aber selbst mehr oder minder bildlose Wegsäulen haben die Sage angezogen, sie gewissermaßen an ihrer unbegründbaren Erscheinung gerinnen lassen. So steht dicht an der niederösterreichischen Grenze, an der Straße von Parnsdorf nach Bruck an der Leitha, der Rest einer Steinsäule. Und man erzählt, daß hier ein Bauer am Sonntag gearbeitet habe. Als ein wandernder Handwerksbursche ihn auf das Sündhafte seines Tuns aufmerksam machen wollte, habe der Bauer über diese fromme Meinung nur gespottet und sei deshalb auf der Stelle in Stein verwandelt worden<sup>28</sup>. Da steckt also einmal die mittelalterlich-christliche Motivierung der Sonntagsheiligung und des Arbeitsverbotes drin<sup>29</sup>, aber zum andern doch auch das bei weitem ältere Motiv von der Möglichkeit der Verwandlung eines Menschen in eine Steinsäule. Die Sagenforschung kann sich auf „Loths Salzsäule“, die zu einer Steinsäule erstarrte Gattin des Loth aus dem Alten Testament, als frühestes schriftliches Zeugnis für eine derartige Verwandlungssage stützen. Die alpenländische Sage kennt die Steingestalt der „Frau Hitt“ im Bereich von Innsbruck<sup>30</sup>. Es gibt Gegenden, wo man heute im Zug der volkskundlichen Kartographie solche Motivgeschichten verbreitungsmäßig aufnimmt, beispielsweise in Sardinien. Im dortigen Volkskundeeinstitut der Universität Cagliari ist eine solche Karte der Steinverwandlungssagen auf der Insel Sardinien erstellt worden<sup>31</sup>.

Kehren wir ins Burgenland zurück, wo es für solche Arbeiten immer erst Ansätze gibt. In seinen Sagenüberlieferungen steckt der Stoff für sehr viele derartige Überlegungen und Untersuchungen. Man kann hinter den oft schon sehr verblaßt überlieferten Geschichten meist nur mehr ahnen, was an Kraft der Verbildlichung, an Schauer vor den Geheimnissen einer nicht mit gewöhnlichen Alltagsmitteln erfäßbaren Welt vorhanden gewesen sein muß. Die direkten Bildzeugnisse aus der Antike, aber auch aus anderen Zeiten, Plastiken aus der Völkerwanderungszeit, aus dem Frühmittelalter, sie alle mögen immer wieder diese geheimnisvolle Welt der Motive antiker Art heraufbeschworen haben. Wir

26 Schmidt, Die Volkserzählung, S. 193 f.; An burgenländischen Belegen beispielsweise: Balduin Saria, mit einem Beitrag von Alphons A. Barb, Die römischen Inschriften des Burgenlandes (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XIII, 1951, S. 7, Nr. 111).

27 Gottfried Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin 1876. S. 161 ff. (Sagen aus Kunstwerken entstanden).

28 Mailly-Parr-Löger, Sagen aus dem Burgenland, Nr. 16, S. 36.

29 Wolfgang Treutlein, Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben (= Bausteine zur Religionsgeschichte und Volkskunde, Bd. 5) Bühl 1932; Leopold Schmidt, Gestaltheiligkeit im deutschen Arbeitsmythos (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. I) Wien 1952. S. 22 und öfter.

30 Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Innsbruck 1891. S. 127 f., Nr. 210.

31 Rosa Losengo, Versteinerungen als Strafe in der mündlichen Volksüberlieferung (ital.) (Bolletino del Repertorio e dell'Atlante Demologico Sardo. Heft 2, Cagliari 1967).



haben beispielsweise im Burgenland, und zwar im Kirchturm der Martins-Kirche von Deutsch Schützen das Relief eines bogenschießenden Kentauren besessen. Es ist im Laufe der letzten Jahrzehnte verschollen, und man kann daher nicht mehr feststellen, ob es antik oder vielleicht frühmittelalterlich, romanisch gewesen sein mag<sup>32</sup>. Es war aber sicherlich eines jener Bildwerke, an denen die Phantasie des Volkes hing, in dessen eigener Bilderwelt ein Mischwesen wie der aus Pferd und Mensch zusammengewachsene Kentaur sonst doch kaum eine Rolle gespielt haben mochte, wie man entsprechend den Sagenüberlieferungen anderer Landschaften meinen möchte.

Aber in der Gegend von Gattendorf an der Leitha hat man gelegentlich aufgezeichnet, daß man in den Leitha-Auen, bei der Mühle von Gattendorf, manchmal einen solchen Kentauren gesehen haben wollte. Er sei dort dahingeschritten und habe in der Abenddämmerung von den Bauern nicht gestört werden wollen<sup>33</sup>.

Das mutet hohem Ausmaß antik an. Schon der fromme Schauer der Bauern vor dem merkwürdigen Wesen, das nicht gestört werden will, erinnert lebhaft an entsprechende antike Erzählungen. Den Menschen der Neuzeit mag das Sagenmotiv vielleicht eher an ein Bild von Feuerbach oder eher noch von Böcklin erinnern: Ein Kentaur, der sich in den Leitha-Auen erging und dabei von den Bauern nicht gestört sein wollte. Ein lebendiges Stück antiker Überlieferung gewissermaßen, wie es sich in dieser Form in unseren Landen wohl nur im Burgenland erhalten konnte.

## II

Was für die Sage recht erscheint, sollte für das Brauchtum wohl als billig gelten. Das hat man in der Frühzeit der Forschung, als man das Gebiet noch unter dem Titel der „Mythologie“ bearbeitete, durchaus gewußt. Später, und je mehr sich die Volkserzählforschung verselbständigte, ist man davon einigermaßen abgekommen. Aber es bleibt doch wohl erlaubt, Komplexe des Brauches, die man ihrem Kern nach als „Brauchmotive“ ansprechen kann, genauso zu untersuchen wie Motive der Sage<sup>34</sup>. Es bleibt also die Möglichkeit, Brauchmotive, die in der Gegenwart aufgezeichnet wurden, mit ihren Gegenstücken beispielsweise in der Antike zu vergleichen.

Dafür ergibt sich nun im Burgenland ein offenbar recht bezeichnendes Exempel. Ernst Bannerth hat vor einigen Jahren den Brauch des „Wasserrührens“ in Leithaprodersdorf aufgezeichnet und folgendes darüber berichtet: „Auf dem Hotter der Gemeinde Leithaprodersdorf liegt eine Kapelle zu Ehren der

32 Leopold Schmidt, Zum Schützenrelief der St. Martinskirche bei Deutsch-Schützen (Burgenländische Heimatblätter Bd. XIII, 1951, S. 41 ff.); Schmeller, Das Burgenland, S. 95.

33 Mailly-Parr-Löger, Sagen aus dem Burgenland, S. 52, zu Nr. 24.

34 Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch (= Deutsches Volkstum Bd. 5) Berlin und Leipzig 1936.

hl. Dreifaltigkeit, wohl der Tradition nach nach den Türkenkriegen dort errichtet, als Andenken an die dort stattgefundene Niedermetzlung und Gefangenname einer Anzahl von Bewohnern umliegender Ortschaften. Die Kapelle liegt in einem bewaldeten Seitental des Nordabhanges des Leithagebirges. Von der Gemeinde Stotzing aus findet zweimal im Jahre, an einem der Bittage vor Christi Himmelfahrt und am Dreifaltigkeitssonntag, eine Wallfahrt dahin statt. Ich zog im trockenen Mai 1947 in den Bittagen mit meiner Gemeinde dorthin. Dicht bei der Kapelle läuft ein Wasserrinnsal, das auch einen winzigen Teich bildet. Bei der Ankunft stürzten sich die Kinder, aus der Prozession herausspringend, sofort auf die dortliegenden Prügel und rührten damit im Wasser herum. Beim Nachhausegehen fragte ich die mich begleitenden Ministranten nach dem Sinn des genannten Tuns. Sie antworteten mir: „Die tun umrühren, daß 's regnet.“ Am Dreifaltigkeitssonntag geschah das gleiche.“ Und Bannerth fügt als geschulter Ethnologe zu seiner an sich vorurteilslosen Aufzeichnung einen kurzen völkerkundlichen Kommentar hinzu, der den Brauch als aus dem animistischen Kulturkreis stammend einordnet: „Durch das Umrühren werden die Wassergeister angeregt, mit ihren Genossen in den Wasserbehältern des Firmaments zur Erlangung von Regen in Verbindung zu treten.“<sup>35</sup> Das haben Bannerth nicht seine Ministranten erzählt, wohlgemerkt, das ist Interpretation auf Grund von weitab aufgezeichneten völkerkundlichen Parallel-Materialien.

Hier soll davon nicht weiter die Rede sein. In Europa, bei der Behandlung von Volksglaubenszügen unserer Völker, geht es zunächst nur darum, ob es sich bei einem derartigen Brauch um einen etwa nur in der Gegenwart oder auch der Halbvergangenheit vorkommenden Zug handelt oder ob das Motiv auch in anderen Kulturzeiten unserer Tradition nachgewiesen werden kann. Und bei dem Brauch des „Wasserrührens“ in Leithaprodersdorf scheint es doch so zu sein, daß eine gute antike Parallele zur Hand ist. Ich meine selbstverständlich die berühmte Schilderung des Pausanias (VIII, 38,4) vom Ritus des Zeuspriesters auf dem Lykaion in Arkadien. Pausanias berichtet von diesem berühmten Heiligtum, in dessen Bereich Zeus erzogen worden sein soll, und zwar von den drei Nymphen Theisoa, Neda und Hagno. „Von der Neda hat der Fluß den Namen, von der Hagno eine Quelle auf dem Berge Lykaion, welche gerade wie der Fluß Istros die Eigenschaft hat, Sommer und Winter die gleiche Wasservfülle zu haben. 4. Wenn bei ihnen (den Arkadern) die Dürre lange Zeit anhält und der Samen in der Erde und die Bäume schon verdorren, dann richtet der Priester des Lykäischen Zeus sein Gebet über das Wasser (nämlich der Quelle Hagno), bringt zum Opfer, was Brauch ist, und senkt alsdann einen Eichenzweig oberflächlich und nicht tief in die Quelle. Sobald nun das Wasser aufgerührt ist, erhebt sich ein Dunst wie ein Nebel: nach einiger Zeit verdichtet sich der Dunst zu einer Wolke; diese zieht andere Wolken an sich, und bewirkt, daß Regen sich über das Land der Arkader ergießt.“<sup>36</sup> Die Stelle ist der

35 (Ernst Bannerth), Ein seltener Brauch „Wasserrühren“ in Leithaprodersdorf (Volk und Heimat Bd. VIII, Eisenstadt 1955, Nr. 12, S. 2); Kurz wiederholt in: Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Bd. II: Der Verwaltungsbezirk Eisenstadt. Eisenstadt 1963. S. 693 f.

36 Pausanias, Beschreibung von Griechenland. Übersetzt von Joh. Heinrich Chr. Schubart. 4. Bdchen. Berlin-Schöneberg o. J. Bd. II, S. 631.

Mythologie von einst und der vergleichenden Religionswissenschaft von jetzt wohl bekannt, sie wird der einschlägigen Literatur immer wieder zitiert. Wilhelm Mannhardt hat den Beleg 1877 verwendet und sogleich weitere Beziehungen daran anzuknüpfen versucht<sup>37</sup>. Im religionsgeschichtlichen Lehrbuch von Chantepie de la Saussaye ist die Stelle 1925 zur Charakterisierung des antiken Regenzaubers benützt worden<sup>38</sup>. Darauf hat Wilhelm Fiedler 1931 in seiner Monographie über den Wetterzauber in der Antike aufgebaut. Er druckt die Pausanias-Stelle ab, eingeordnet in das Kapitel „Der Priester als Wetterzauberer“, und mit dem Text: „Nicht nur der eigens zum Wettermachen aufgestellte Zauberpriester mit der Kraft über die Witterungsgewalten hat sich im Altertum mit dem Wetterzauber abgegeben, sondern auch sonstige Priester. Von solchen sind uns Zauberriten genau überliefert, die allerdings gewöhnlich mit den höheren Kultformen wie Gebet und Opfer vermischt sind.“<sup>39</sup> Die Aktion, die Brauchhandlung des Berührens der Quellen mit dem Eichenzweig, ist also für die Religionshistoriker dieser Zeit etwas niedrigeres als Gebet und Opfer. Daß es sich um den eigentlichen Brauchvollzug dabei handelt, hatte wohl Mannhardt ein halbes Jahrhundert vorher schon besser verstanden gehabt, doch waren seine Ausführungen den von der klassischen Philologie herkommenden Religionshistorikern gar nicht geläufig. Martin Nilsson hat dann 1941 die Brauchhandlung wenigstens in den Zusammenhang jener Riten gerückt, mit denen Gutes bewirkt werden soll: „Der Regenzauber versucht dagegen etwas Gutes zu erlangen. Das eindringlichste Beispiel hierfür stammt aus Arkadien. Wenn dort große Dürre herrschte, verordnete der Priester des Zeus Lykaios Gebet und Opfer in die Quelle Hagno hinein und berührte ihre Oberfläche mit einem Eichenzweig; drauf stieg sofort ein Dampf hervor, der sich zu einer regenspendenden Wolke verdichtete.“<sup>40</sup>

Alle diese Religionshistoriker haben sich nicht damit beschäftigt, ob der Zug, das Motiv dieser Art, Regen zu erzeugen, nicht auch anderswo als in Arkadien und zu einer anderen Zeit als in der Antike vorgekommen sei. Eduard Stemplinger, der sich an sich mit solchen Fragen beschäftigt hat, wies in seinem zusammenfassenden Werk über den antiken Volksglauben 1948 nur auf den Brauch auf dem Lykaion hin: „Da man ferner bemerkte, wie aus dem Inneren der Erde Quellen hervorrieseln, als Dämpfe in die Lüfte steigen, sich zu Wolken zusammenballen, ahmte man diese Vorgänge im kleinen nach, um durch diese Symbolik dieselben Wirkungen zu erzielen. Mimetischer Regenzauber war es auch, wenn man bei Dürre Wasser durch ein Sieb rinnen ließ; als man das ursprüngliche Brauchtum nicht mehr verstand, entstand die Sage vom Danaidenfaß.“<sup>41</sup> Wie man von seiten der Erzählforschung hinzufügen muß, befindet

37 Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Bd. I, Antike Wald- und Feldkulte. Aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Berlin 1877. S. 341, Anm. 1.

38 Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionswissenschaft. Herausgegeben von Alfred Bertholet und Edvard Lehmann. Bd. II, Tübingen 1925. S. 290.

39 Wilhelm Fiedler, Antiker Wetterzauber (= Würzburger Studien zur Altertumswissenschaft, H. 1) Stuttgart 1931. S. 15 f.

40 Martin P. Nilsson, Geschichte der griechischen Religion (= Handbuch der Altertumswissenschaft, 5. Abt., Bd. II/1) München 1941. S. 107.

41 Eduard Stemplinger, Antiker Volksglaube (= Sammlung Völkerglaube, o. Nr.) Stuttgart 1948. S. 109.

sich hier die populäre Religionsgeschichte schon auf einem gewissen Abweg. Ein fader Rationalismus versucht in einer Weise zu erklären, die an sich längst überholt war. Stemplinger hatte sich früher lebensvoller mit den Dingen beschäftigt. Aber als er 1922 den antiken Aberglauben in modernen Ausstrahlungen verfolgte, ließ er sich den ganzen Komplex entgehen. Er weist da wohl vielfach auf „antike Ursprünge“, aber ohne Hinblick auf den Wetterzauber<sup>42</sup>.

Dabei lag immerhin seit 1877 in einer Anmerkung Mannhardts schon einiger Stoff zu dem Thema gesammelt vor. Mannhardt hatte den Willen zum Vergleich, er ließ den Brauch des Regenmachens auf dem Lykaion nicht allein stehen, sondern wies auf neueren Hexenglauben hin, wie er ihn aus Grimms Deutscher Mythologie kennengelernt hatte: „So schlagen Hexen mit Gerten so lange in Wasserbäche, bis Nebel hervorkommen und sich zu schwarzen Wolken zusammenballen.“<sup>43</sup> Und er versucht im weiteren noch andere Quellenbelege für ähnliches Tun zusammenzustellen, ohne daß sich freilich wirklich bündige Schlüsse daraus ziehen lassen würden.

Für uns steht es heute und in diesem Zusammenhang eher so, daß wir die Schilderung bei Pausanias und die Darstellung des „Wasserrührens“ bei der Dreifaltigkeitskapelle im Leithagebirge vorurteilslos nebeneinanderstellen. Da ergibt es sich, daß Bannerth wie ein anderer Pausanias einfach geschildert hat, was er sah, und was ihm seine Ministranten erzählten: Es bleibt das Kernmotiv des Brauches, das Berühren des Wassers im Bereich des Heiligtums, des Wasserrinnsals „dicht bei der Kapelle“ mit den bereits dort liegenden Stöcken. Die Meinung wird klar ausgesprochen: „Die tun umrühren, daß 's regnet.“ Aber nicht der Priester tut dies, sondern seine Begleiter, die „Kinder, aus der Prozession herausspringend.“ Der Brauch geht also so vor sich, wie er im christlichen Bereich der Neuzeit vor sich gehen kann. Der Kern des Brauches scheint in Antike und Neuzeit gleich, und daß es sich um zwei verschiedene Oikotypen handelt, kann dabei wirklich nicht wundernehmen.

Leithaprodersdorf war bei der Sage oben namhaft zu machen, weil hier das Motiv „Xerxes im Burgenland“ beheimatet erscheint. Daß auch das Wasserrühren“ als ein antik anmutender Regenzauber hier aufgezeichnet wurde, paßt sehr gut dazu. Die Anerkennung solcher Zusammentreffen wird erleichtert, wenn man bedenkt, in welchem Ausmaß das Gebiet von Leithaprodersdorf Funde aus römischer Zeit bereits ergeben hat und noch immer weiter ergibt<sup>44</sup>. Die ungewöhnlich reichen Funde aus der Antike erweisen jedenfalls, daß das Gebiet dicht und lang besiedelt war. Es mag daher hier wie kaum anderswo begreiflich sein, daß Überlieferungen antiker Art an dem Gelände haften bleiben konnten.

42 derselbe, Antiker Aberglauben in modernen Ausstrahlungen (= Das Erbe der Alten, Bd. VII) Leipzig 1922.

43 Mannhardt, wie oben Anm. 37, nach Grimm, Deutsche Mythologie, Bd. II, S. 1041.

44 Alexander Seracsin, Die römischen Gräberfelder von Loretto und Leithaprodersdorf (= Niederdonau. Natur und Kultur, H. 4) Wien-Leipzig 1940; Allgemeine Landestopographie Bd. II, Eisenstadt, S. 680 ff. (weitere Literatur bis 1963).

und auf die verschiedensten Weisen im Sinn einer zähen Kontinuität weitergegeben werden konnten. Wenn man all dies nicht annehmen wollte, müßte man von einer Häufung von Zufällen sprechen, die sehr unglaublich erscheinen müßte.

Es ist durchaus noch nicht an der Zeit, solche Probleme schon näher zu untersuchen. Aber es erscheint geboten, auf sie aufmerksam zu machen, auf die Möglichkeit, daß antike Traditionen sowohl in der Sage wie im Brauchtum landschaftlich, eventuell sogar örtlich weitergelebt haben können.

## Güssing

Von Josef Loibersbeck, Eisenstadt

### 2. Fortsetzung

Güssing zählte im Jahre 1787 1243 Seelen<sup>90</sup>.

In den Jahren 1772—1787 war hier Stuhlrichter Johann Gaál, adelig, verheiratet mit Josefa Tilly, einer Nichte des Dichters Faludi. Hier wirkte im Jahre 1793 auch der Komitatschirurg Johann Brehm, Lutheraner, verheiratet, der nach Rechnitz übersiedelte, die Martinovicsische Verschwörung verwickelt wurde, dann nach einer längeren Freiheitsstrafe wohl mit dem Leben davonkam, dessen Freund Graf Jakob Sigray und Martinovics selbst aber Ofen hingerichtet wurden<sup>91</sup>.

Von den Batthyány spielten in der Geschichte von Güssing in der ersten Hälfte des 19. Jhs. Fürst Philipp Batthyány (1781—1870), Sohn des Fürsten Ludwig II. Batthyány, und Graf Adam III. Batthyáns Söhne Karl (1743—1814) und Johann Nepomuk (1744—1831) aus der jüngeren Linie eine Rolle.

Nach Kirchenvisitationen, Gemeindeprotokollen und Kirchenmatriken waren Lehrer der Stadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Johann Nepomuk Bene (1800—1806) (dieser wohl nur als beeideter Stadtnotar ausgewiesen, aber wahrscheinlich auch Lehrer), Matthias Decker, zuerst ab 1803 wahrscheinlich Praezeptor, dann von 1807—1820 Kantorlehrer, Notär, Georg Beslanowitsch, auch Notär (1822—1835), Josef Wölfer (Wölfner), ebenfalls Notär, verheiratet, gest. 1839 (1836—1839), Jakob Frenner, auch Notär (1839—1840) und Benedikt Walter, verheiratet, auch Notär, bis 1875 Kantorlehrer und hernach von 1876 bis 1886 Stadtrichter.

Zur Zeit der kanonischen Visitation vom Jahre 1812<sup>92</sup> waren Fürst Philipp und Graf Karl Batthyány Patronatsherren der Kirche, Kantorlehrer war Matthias Decker aus Rust, 29 Jahre alt, seit 9 Jahren hier. Er unterrichtete deutsch und ungarisch und hatte keinen Praezeptor (Hilfslehrer). Als Kantorlehrer bekam er jährlich 20 fl aus einer Stiftung des Palatins Ludwig Batthyány für den Unterricht armer Kinder und aus einem anderen Legat auch 20 fl, für das Orgelspiel

90 Tibor Kovács, Das südliche Burgenland in den Konskriptionen aus der ersten Hälfte des 19. Jhdts., BF 56 (Eisenstadt 1967).

91 Taufbuch der deutschen Pfarre Güssing 1775—1852;

92 Kanonische Visitation aus 1812, Pfarrarchiv des Franziskanerklosters Güssing;

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1970

Band/Volume: [32](#)

Autor(en)/Author(s): Schmidt Leopold

Artikel/Article: [Antike Motive in Sage und Brauchtum des Burgenlandes  
125-137](#)